

Leseprobe aus:

T. A. Wegberg

Klassenziel



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Die junge Frau mit der Sonnenbrille geht in die Hocke und breitet beide Arme aus. Hinter ihr glitzern die Wellen. Sie lacht, während die beiden Jungen auf sie zurennen. Der größere in der blauen Badehose ist acht oder neun Jahre alt, hat kurzes dunkles Haar und ist ziemlich dünn. Verbissen kämpft er sich gegen den kräftigen Seewind vorwärts. Der etwa siebenjährige mit dem Blondschof und den geblühten Bermudas hat kürzere Beine. Er fällt ein, zwei Meter zurück, trotzdem lacht er beim Laufen. Kurz vor dem Ziel stolpert der größere über ein Stück Treibholz und gerät ins Straucheln. Der kleine nutzt seine Chance, überholt ihn und landet mit strahlendem Siegerlächeln als Erster in den Armen der Mutter. Sekunden später nimmt sie auch den großen liebevoll in Empfang, doch seine Lippen sind fest aufeinandergepresst und biegen sich nach unten, und sein Blick geht hinaus aufs Meer, als sie ihn an sich drückt.

Das ist eins der alten Videos, die ich mir immer wieder angucke. Manchmal drücke ich die Pause-Taste und starre minutenlang in Dominiks Gesicht. Er konnte seine Gefühle damals noch nicht so gut verbergen. Man sieht ihm die Enttäuschung an, die Wut und die Niederlage. Während unsere Mutter ihn umarmt, hängen seine Hände schlaff an seinem mageren Körper runter wie Ruderblätter.

Damals hab ich noch geglaubt, Nick wäre das Lieblings-

kind meiner Eltern. Er war größer und älter, er wusste mehr, er durfte abends länger aufbleiben, er hatte die cooleren Spielsachen und bekam neue Klamotten, während ich manchmal seine auftragen musste. Ich versuchte immer, so zu sein wie er, weil ich dachte, das würde von mir erwartet.

Erst viel später ist mir klargeworden, dass Nick eifersüchtig auf *mich* war, weil ich jünger, niedlicher und fröhlicher war, weil ich immer lachte, während er alles so ernst nahm, und weil ich drollige Kindersprüche von mir gab, wenn er mal wieder kein Wort rauskriegte.

— — — . 2

Du musst los, Jamie.» Mein Vater öffnet die Tür nur einen Spaltbreit und schiebt den Kopf durch.

«Ich weiß.» Seufzend beende ich alle Programme auf meinem Laptop und schalte ihn aus. Meinen Schulrucksack habe ich gestern schon gepackt. Er ist federleicht, weil ich keine Ahnung habe, was ich mitbringen muss; ich hab nur einen Block und meine Federtasche reingelegt.

Ich gehe ins Bad, um mir die Zähne zu putzen. Nachdenklich betrachte ich mein Spiegelbild. Meine Haare sind nicht mehr so hell wie auf dem Video, aber immer noch blond und lang. Ich streife sie nach hinten und halte sie im Nacken zusammen. So sehe ich irgendwie älter aus. Mein Gesicht ist schmal geworden in den letzten Wochen. Mein Vater hat gesagt, es wäre jetzt markanter. Wenn ich ganz nah an den Spiegel rangehe, erkenne ich einen blonden Flaum auf meiner Oberlippe. Ich bin nicht mehr Jamie. Ich bin Benjamin.

Nick wäre schweigsam und verschlossen, hieß es. Meine Eltern sagten das, und seine Lehrer auch. Ich war dann immer ein bisschen erstaunt, denn mir kam er eigentlich gar nicht so wortkarg vor. Zum Beispiel erzählte er mir abends beim Einschlafen gerne selbst erfundene Gruselgeschichten.

Wahrscheinlich hatten die ziemlich viele logische Schwächen, aber das merkte ich natürlich nicht. Wichtig war, dass ich vor Spannung und Angst kaum noch Luft kriegte, mit weit aufgerissenen Augen in die Dunkelheit starrte und mich nicht traute einzuschlafen, weil eine der Figuren aus seinen Erzählungen lebendig werden und sich auf mich stürzen konnte.

Zum Beispiel dieser Zombie, der seit Jahrhunderten ziellos durch die Städte irrte und sich von menschlichem Fleisch nährte. Oder der zwei Meter große Wolf, der sein abgeschlachtetes Rudel rächen wollte. Am meisten Angst hatte ich vor dem Wahnsinnigen mit der Maske und dem langen schwarzen Umhang, der schlafende Kinder aus ihren Betten klaute und in seinen Keller sperrte und auf alle möglichen Arten quälte.

3

Ich habe in meiner Schreibtischschublade ein Gummiband gefunden und mir die Haare im Nacken zu einem festen Pferdeschwanz zusammengebunden. Mein Vater mustert mich überrascht, sagt aber nichts zu meiner Verwandlung. Er drückt mir zwei Äpfel in die Hand. «Soll ich dich wirklich nicht bringen?»

«Nee, lass mal. Ich schaff das schon.»

Er umarmt mich schweigend. Meine Knie sind ein bisschen wacklig, als ich die Treppe runtergehe und das Haus verlasse.

An Nicks ersten Schultag auf dem Gymnasium kann ich mich noch gut erinnern – sogar besser als an meinen eigenen. Ich war neidisch, dass er jetzt zu den Großen gehörte, während ich noch zwei Jahre zur Grundschule gehen musste.

Wir hatten uns das Gymnasium mit unseren Eltern vorher gemeinsam angeguckt, und ich war schwer beeindruckt. Manche Schüler hatten schon Bartwuchs, einige waren sogar größer als mein Vater. Statt Schulranzen hatten sie Ledertaschen unterm Arm wie Geschäftsleute. Sie standen in kleinen Grüppchen auf dem Schulhof zusammen und unterhielten sich, statt schreiend rumzurrennen und sich zu prügeln. Und sie hatten ganz tiefe, respekteinflößende Stimmen.

Ich dachte, dass Nick an dieser Schule irgendwie beschützt sein würde. An der Grundschule ging es ja darum, wer am lautesten und am wildesten war. Den Kampf hatte Nick verloren, so viel stand fest. Er hatte keine Freunde gefunden, und seine Lehrerin beschwerte sich immer darüber, dass er sich zu wenig am Unterricht beteiligte. Aber hier, unter lauter ernsthaften, erwachsenen Gymnasiasten – da würde er bestimmt endlich zeigen können, was er draufhatte.

Für mich war die Grundschule eher *easy going*. Ich *könnte* laut und wild sein, wenn es sein musste. Ich war sportlich und gewann die meisten Schulhofkämpfe. Meine Noten waren ganz gut; wenn ich mich angestrengt hätte, wären sie noch besser geworden. Und ich hatte kein Problem damit, mich am Unterricht zu beteiligen, weil ich nicht groß überlegte, ob mein Beitrag irgendeinen tieferen Sinn hatte. Manchmal kriegte ich einen übergeben, wenn ich einfach losquatschte, statt mich zu melden, aber im Großen und Ganzen sammelte ich bei den Lehrern eher Pluspunkte.

Freunde hatte ich auch, und zwar von Anfang an. Ein paar Jungs kannte ich schon aus dem Kindergarten. Dann lernte ich im Fußballverein welche kennen und manche auch an der Musikschule. Ich fand Freunde immer total selbstverständlich und kapierte einfach nicht, warum Nick keine hatte. Also schlug ich ihm welche vor: «Was hältst du eigentlich von diesem Mike? Der mit der kleinen Schwester, die in der 1c ist?»

«Der ist blöd. Der hat doch nur Sport im Kopf.»

«Und von Kevin?»

«Keine Ahnung. Ich weiß nur, dass der tierisch Mundgeruch hat.»

«Hm. Was ist denn mit Jan?»

«Jan?! Der ist doch total behindert!»

«Oder Steffen! Ich glaub, der ist ganz nett, und außerdem wohnt der bei uns in der Nähe!»

«Der ist voll der Streber, Mann.»

Nachmittags hatte ich Sport oder Musikunterricht, während Nick fast immer nur in unserem Zimmer hockte und sich irgendwie allein beschäftigte. Im Sommer kamen meine Freunde oft zu Besuch, weil wir so einen großen Garten hatten. Wir bauten uns eine kleine Hütte ganz hinten am Zaun, wo wir vom Haus aus nicht zu sehen waren.

Ich hätte Nick wahrscheinlich fragen sollen, ob er mitmachen wollte. Aber, na ja, ehrlich gesagt war er mit seiner komischen Art ein bisschen peinlich, und meine Freunde mochten ihn auch nicht besonders. Till hat mal gesagt, er wäre ihm unheimlich. Und außerdem hätte Nick mich bestimmt sowieso nur abblitzen lassen.

Gewohnheitsmäßig gucke ich erst mal nach rechts und dann nach links, bevor ich aus der Haustür gehe. Ich checke alle am Straßenrand geparkten Autos und versuche zu erkennen, ob in einem davon jemand mit einer Kamera sitzt. Die ersten Schritte nach draußen mache ich immer ganz langsam, damit ich die Chance habe, wieder zurückzurrennen und mich drinnen zu verschanzen, falls mir jemand auflauert. Schon krass, wie schnell einem so was zur Gewohnheit wird.

Früher hab ich mich gern fotografieren oder filmen lassen. Auf Familienbildern war ich immer der Sonnyboy, während Dominik angepisst guckte, die Augen zuhatte oder gerade den Kopf wegdrehte. Wenn Freunde oder Verwandte in unseren Fotoalben blätterten, gingen sie immer total ab, weil ich so niedlich in die Kamera strahlte. Zu Nick sagten sie praktisch nichts.

Dominik sah nicht besonders toll aus. Ich meine, er war mein Bruder, und natürlich liebte ich ihn so, wie er war. Im Kindergarten war ich neidisch auf seine langen Beine, und später gab es mal eine kurze Phase, wo ich gerne dunkelhaarig gewesen wäre wie er. Aber im Großen und Ganzen war mir immer klar, dass Nick optisch einfach nicht der Burner war.

In der Pubertät wurde das noch schlimmer. Irgendwie passten seine Einzelteile überhaupt nicht richtig zueinander und waren alle zu lang oder zu dünn. Sein Hals sah aus wie bei einem Hühnervogel, und er hatte Pickel, und dann immer diese kurzgeschorenen Haare.

Nicht dass ich jetzt falsch verstanden werde. Ich bin nicht eitel. Na ja, nicht *sehr* eitel jedenfalls. Immerhin dusche ich jeden Morgen und wasche mir die Haare. Wenn die so lang sind, muss man das, sonst sieht man aus wie ein Penner. Außerdem hab ich immer viel Sport gemacht und bin also einigermaßen durchtrainiert.

Manchmal wollte ich Dominik ein bisschen auf die Sprünge helfen. «Bei New Yorker gibt's T-Shirts für vier fünfundneunzig! Soll ich dir mal welche mitbringen?»

«Wenn das so kreisbunte Tuntenfähnchen sind wie das, was du an hast – nein danke.»

«Du könntest doch mal versuchen, dir die Haare wachsen zu lassen. Ich glaub, das würde dir stehen.»

«Und dann jeden Morgen 'ne halbe Stunde föhnen, was? Ey, ich hab echt was Besseres zu tun.»

Dominik kriegte es wirklich hin, dass ich mir nach jedem meiner gutgemeinten Vorschläge vorkam wie ein Igel, der versucht, eine Haarbürste zu poppen. Ahnungslos, naiv, lächerlich. Ich traute mich dann auch immer seltener, was zu sagen.

— — — . 5

Völlig unbehelligt gehe ich die Soldauer Allee runter bis zur Heerstraße. In dieser Ecke ist Berlin so verschlafen wie ein Dorf. Der erste Besuch bei meinem Vater nach der Trennung war eine ziemliche Ernüchterung gewesen. Bis dahin hatte ich angenommen, dass er in so einem graffitibemalten, sanierungsbedürftigen Altbau mit vier Etagen, Kohleheizung und ausgetretenen Stiegen wohnt.

Und dann das hier: ein unauffälliges, kleines Häuschen aus den Dreißigern mit verträumtem Vorgarten an einer Straße, auf der man picknicken kann. Weit und breit sind weder vermummte Autonome noch bärtige Independent-Musiker zu sehen. Bestenfalls gehen ein paar Rentner in Gore-Tex-Westen mit ihren Dackeln Gassi.

Dominik war sogar noch enttäuschter als ich. Er wollte gar nicht erst aus dem Auto aussteigen, mit dem mein Vater uns vom Bahnhof abgeholt hatte. «Das ist doch nicht dein Ernst», sagte er, als hätte Papa sich diese Wohnadresse zu seiner Bestrafung ausgesucht.

«Tja, tut mir leid – da musst du jetzt durch.»

«Du hast gesagt, du wohnst in *Berlin!*», beharrte Nick.

«Berlin ist groß», erklärte mein Vater geduldig. «Und es sieht nicht überall gleich aus.»

«*Hier* sieht es jedenfalls aus wie in einem Provinzkaff», murmelte Nick störrisch und ließ sich mit dem Aussteigen extra viel Zeit.

Ich weiß nicht genau, was er erwartet hatte. Wir lebten in Viersen, das ist nicht gerade der Nabel, aber auch nicht der Arsch der Welt. Natürlich waren wir aufgeregt gewesen. Berlin war hip und angesagt, alle unsere Lieblingsbands lebten hier, und wenn in den Nachrichten irgendwas Interessantes gezeigt wurde, fand es in Berlin statt. Aber mir ging es trotzdem in erster Linie darum, meinen Vater wiederzusehen, der seit drei Monaten nicht mehr bei uns wohnte.

Ich bin ziemlich sicher, dass Nick ihn genauso vermisste wie ich, aber er war so daran gewöhnt, den Coolen zu spielen, dass er das niemals zugegeben hätte. Stattdessen zog er jetzt diese

Show ab, und ich musste wieder für gute Stimmung sorgen. Als Ausgleich für seine Pampigkeit musste ich doppelt so nett sein. Das war irgendwie so ein festes Muster bei uns geworden. «Schönes Haus», sagte ich also bewundernd, als mein Vater das Gartentörchen öffnete.

«Danke.» Er sah gleich ein bisschen fröhlicher aus. Mission erfüllt.

6

Aus der S-Bahn-Station Heerstraße kommen ziemlich viele Jugendliche raus. Wahrscheinlich gehen die alle auf dieselbe Schule wie ich. Für sie ist das ein ganz normaler Montag Anfang September, und das macht mich neidisch. Die meisten bilden kleine und größere Grüppchen, nur ganz wenige warten alleine an der Ampel. Einige gucken neugierig zu mir rüber.

Leider schaffe ich es nicht, in solchen Situationen gelassen zu bleiben. In mir kriecht die Angst hoch. Was ist, wenn mich einer von denen erkennt? Ich zwingt mich, tief durchzuatmen, und beruhige mich selbst mit dem Gedanken, dass meine neue Frisur mich total verändert hat.

Als meine Grundschulzeit zu Ende ging, gab ich noch mal richtig Gas. Ich erledigte alle Hausaufgaben, lernte vor Prüfungen und hatte im Unterricht fast ohne Unterbrechung die Hand in der Luft. Ich wollte unbedingt aufs Gymnasium, so wie Nick. Weil ich so beeindruckt war von dieser Schule natürlich – aber auch, um Nick irgendwie beizustehen. Wie ich das genau machen sollte, wusste ich nicht. Nur dass er

jemanden brauchte. Dummerweise ging es ihm nämlich auf der neuen Schule auch nicht besser als vorher.

Mein Plan funktionierte, mein Zeugnis war gut genug, ich kriegte die Zulassung. Die ganzen Sommerferien freute ich mich darauf, morgens mit meinem Bruder zusammen zur Schule zu fahren. Dass Nick absichtlich früher losging, wenn ich noch nicht fertig war mit Frühstück, dass er sich im Bus woandershin setzte und auf dem Schulhof so tat, als wäre ich unsichtbar – damit hatte ich nicht gerechnet.

«Sag mal, bin ich dir eigentlich peinlich?», fragte ich ihn irgendwann.

«Wie kommst du denn darauf?»

«Na ja, weil du immer so tust, als würdest du mich nicht kennen.»

«Das ist doch Quatsch», antwortete Dominik.

Was hätte ich da noch sagen sollen?

— — — . 7

Kurz vor acht bin ich in der Schule. Wie vereinbart melde ich mich im Sekretariat. Ich muss ein paar Minuten warten, dann kommt ein großer, breitschultriger Mann mit Bart rein, der wohl mein Klassenlehrer sein soll, auch wenn er aussieht wie ein kanadischer Eishockeyspieler. Meine Hand verschwindet in seiner Pranke.

«Ich bin Benjamin van Arcen», sage ich.

«Benjamin, schön. Dann komm mal mit, ich stell dich deiner neuen Klasse vor.»

Aha, und wann stellt *er* sich vor? Scheinbar setzt er voraus,

dass sein Name weltweit bekannt ist. Wahrscheinlich stand er irgendwo in den Anmeldeunterlagen, aber ich hab ihn mir nicht gemerkt. Schön blöd.

Ich laufe dem Typen durch Gänge und über Treppen hinterher und bin sicher, dass ich niemals alleine den Weg zurück finde. Er geht außerdem so schnell, dass ich fast rennen muss, um nicht den Anschluss zu verlieren. Es ist kurz nach acht; vorhin hat die Schulglocke geläutet, und jetzt ist es ganz still in den Fluren.

Ohne abzubremesen, öffnet der Bärtige irgendeine Tür und prescht in ein Klassenzimmer. Ich stolpere hinterher und pralle fast gegen seinen Rücken, als er neben dem Lehrerpult abrupt stehen bleibt. Die Schüler brechen ihre Gespräche ab und setzen sich an ihre Plätze. Einige kichern. Dann kehrt gespanntes Schweigen ein.

Vielleicht hat Dominik sich seine gesamte Schulzeit hindurch so gefühlt wie ich jetzt: fremd, ausgeschlossen, fehl am Platze. Das ist zwar echt kein guter Zeitpunkt für so was, aber ich merke, dass ich gleich in Tränen ausbrechen könnte. Fehlt nur noch eine winzige Kleinigkeit. Wahrscheinlich liegt das daran, dass ich gerade so angespannt und nervös bin.

Nick war mein Bruder, mein *einzig*er Bruder, und egal wie er war und was er getan hat: Ich hab ihn geliebt. Es schweißst einen zusammen, wenn man fünfzehn Jahre lang unter demselben Dach wohnt, dieselben Erziehungsmaßnahmen über sich ergehen lässt und vom selben Geschirr isst.

Und ja, ich vermisse ihn, verdammt noch mal, ich vermisse ihn wirklich.

Wir haben einen neuen Mitschüler», sagt der Klassenlehrer. Und ich denke: Wieso wir? Zählt der auch zu den Schülern? Wie zur Strafe für meine Gedanken dreht er sich zu mir um: «Am besten stellst du dich mal kurz selbst vor.»

Ich schnappe nach Luft. Auf so was bin ich überhaupt nicht vorbereitet. Wozu dann diese ganze Farce mit dem Abholen im Sekretariat, wenn ich jetzt doch alles alleine regeln muss?

«Ach so, also, ja. Ich heiße Jam... äh, Benjamin van Arcen und komme aus Vi... aus, äh, Nordrhein-Westfalen.» Ich kann unmöglich Viersen sagen. Viersen kennt inzwischen die halbe Welt. Wenn ich diese Stadt erwähne, weiß jeder sofort, wer ich bin. Verdammte! Für wie bescheuert müssen die mich halten, dass ich hier so rumstottere?

«Ich bin, ähm, gerade erst nach Berlin gezogen. Ich wohn hier in der Nähe. Eichkampsiedlung.» Mit einer Hand wedele ich vage in die Richtung, wo ich unser Haus vermute. «Und, na ja, was noch? Ich bin fünfzehn.» Ich schiele zum Lehrer rüber in der Hoffnung, dass er mich endlich erlöst. Mir fällt einfach nichts mehr ein. Ich *kann* nichts über mich erzählen.

An einem Abend kam Dominik mit massenhaft Plastiktüten nach Hause und schüttelte den Inhalt auf sein Bett: Turnschuhe, T-Shirts, Laufhose und ein Hantelset mit verschiedenen aufschraubbaren Gewichten. Ich kriegte große Augen. «Boar, zeig mal!» Ich hielt eins der Shirts hoch. «Cool! Leihst du mir das mal?»

Nick riss es mir aus den Händen. «Finger weg!»

«Hey, find ich super, dass du Sport machen willst», beteuerte ich. «Tolle Idee, wirst du schon sehen! Du kriegst bestimmt die Mördermuskeln, Alter!»

Nick schnitt wortlos die Preisschilder von seinen neuen Klamotten, ehe er sie in den Kleiderschrank legte. Mir kam der Gedanke, dass es besser sein könnte, mich ein bisschen zurückzuhalten. Vielleicht überlegte er es sich wieder anders, wenn ich zu viel Begeisterung zeigte. Mit einem letzten neidischen Blick auf das geile Adidas-Shirt machte ich mich vom Acker.

Als am nächsten Morgen der Radiowecker ansprang, war Nicks Bett leer. Er kam erst so gegen zwanzig nach sieben nach Hause zurück, als ich schon beim Frühstück saß, und zwar in seinen neuen Sportklamotten. Mit total verschwitzten Haaren, knallrotem Gesicht und keuchend wie ein alter Mann. Aber irgendwie befriedigt.

Nachmittags trainierte Dominik in unserem Zimmer mit den neuen Hanteln. Er legte sich mit ausgebreiteten Armen auf den Rücken wie ein gekreuzigter Jesus, führte die Hände mit den Gewichten langsam nach oben, bis sie sich über seiner Brust trafen, und dann ließ er sie genauso langsam wieder zurückwandern. Ich guckte beeindruckt zu, während er sich ausschließlich auf sein Training konzentrierte. «Darf ich nachher auch mal?»

«Nein», ächzte er.

Es war ja schon überraschend genug, dass Dominik sich so plötzlich entschied, Sport zu treiben – aber noch überraschender fand ich sein Durchhaltevermögen. Er ging ohne Ausnahme jeden Morgen laufen, und nach ein paar Wochen stand er sogar noch zehn Minuten früher auf, weil er die Strecke ver-

längern wollte. Auch die Hantelübungen ließ er nie ausfallen. Manchmal trainierte er sogar zweimal am Tag.

Ich hätte es trotzdem besser gefunden, wenn er irgendeinen Mannschaftssport gemacht hätte. Es war ja toll, dass er fit werden wollte, aber er hatte so was Verbissenes dabei. Außerdem wünschte ich mir immer noch, dass er mehr mit anderen gemeinsam machen würde. Mit diesem Ehrgeiz hätte er im Volleyballteam richtig Punkte machen können. Irgendwann sagte ich ihm das mal. Er tippte sich an die Stirn. «Ich schwitz doch nicht für andere.»

— — — . 9

Ich stehe also da vorne neben dem Lehrerpult und gucke in dreißig wildfremde Gesichter. Dreißig neue Namen. Dreißig unterschiedliche Biographien. Die muss ich jetzt alle kennenlernen. Ich muss rauskriegen, wie sie ticken, ob sie freundlich sind oder hinterhältig oder dumm oder aggressiv. Zum ersten Mal in meinem Leben sehe ich das nicht als Chance, sondern als Belastung, denn ich hab keine Ahnung, wie ich an diese Leute rankommen soll, ohne meine Deckung zu verlassen.

Bei meinem Wechsel zum Gymnasium hatte ich auch eine Menge neue Leute kennenlernen müssen. Von meinen Grundschulfreunden war nur noch einer in meiner neuen Klasse. Aber ich war einfach bloß neugierig auf die anderen und hatte auch kein Problem damit, sie anzuquatschen, wenn sie mir irgendwie interessant vorkamen.

Anfang des achten Schuljahrs kriegte ich mit, dass Till und

Ramon zusammen Musik machten, der eine am Schlagzeug, der andere am Bass. Tills Eltern hatten einen Partykeller, in dem sie spielen konnten. «Ihr braucht einen Sänger und Gitarristen», erklärte ich den beiden. «Und das bin ich.»

Sie wechselten einen skeptischen Blick. «Ja, klar», entgegnete Ramon unsicher.

«Echt! Ich spiel schon seit fünf Jahren Gitarre. E-Gitarre», fügte ich hinzu, damit sie nicht auf die Idee kamen, ich wäre so ein Klassik- oder Country-Heini. «Ich bin schon ziemlich oft aufgetreten.»

Genau genommen hatte ich einmal auf einer Schulfeier gespielt und einmal im Sonntagsgottesdienst unserer Kirche. Oh, und dann noch beinahe auf der Weihnachtsparty des Fußballclubs, aber da hatte mein Verstärker einen Kurzschluss verursacht und im ganzen Vereinsheim die Sicherungen rausgehauen. Trotzdem tat ich so, als hätte ich zu Hause ein paar Platinenschallplatten an der Wand hängen.

«Meine Band hat sich vor kurzem aufgelöst», erklärte ich – womit ich meinte, dass Chris und Patrick seit drei Jahren auf einer anderen Schule waren. «Was spielt ihr denn so? Nur Coverversionen, oder schreibt ihr eure Songs selbst?»

Till und Ramon glotzten mich an. «Äh, wir ... äh ... beides», meinte Till schließlich.

«Aha. Also, ich persönlich covere nicht so gerne. Das hat immer so was Unkreatives, oder?», schwadronierte ich. «Aber wir könnten ja ein paar Songs neu bearbeiten. Vielleicht mit neuen Lyrics. Meine Texte sind zum größten Teil ziemlich persönlich, ihr wisst schon, was ich meine. Bei den Mädchen kommen sie immer tierisch gut an.»

Das war der Beginn der Burst Frenchies.